

dtv

Erstmals gibt Ljudmila Ulitzkaja ihren Lesern mit überraschender Offenheit Auskunft über ihr Leben, Denken und Schreiben. Auf sehr persönliche Weise setzt sie sich mit den politischen Zuständen in Russland auseinander. Sie erzählt von ihrer Kindheit und Jugend in Moskau, von den Menschen und Büchern, die sie liebt, und davon, wie sie zum Schreiben kam. Mit bestechend klarem Blick gewährt sie Einblick in russische Alltagserfahrungen, die auch Fragen der Moral, Ethik und Religion umschließen.

Ljudmila Ulitzkaja, geboren 1943 bei Jekaterinburg, wuchs in Moskau auf. Sie schreibt Drehbücher, Hörspiele, Theaterstücke und erzählende Prosa. Ihre Werke wurden in viele Sprachen übersetzt und mit zahlreichen Auszeichnungen bedacht: 1996 erhielt sie den Prix Médicis, 2001 den russischen Booker-Preis. 2008 wurde ihr der Aleksandr-Men-Preis für die interkulturelle Vermittlung zwischen Russland und Deutschland verliehen. 2014 erhielt sie den Österreichischen Staatspreis für Europäische Literatur. Ljudmila Ulitzkaja lebt in Moskau.

Ljudmila Ulitzkaja

Die Kehrseite des Himmels

Aus dem Russischen
von Ganna-Maria Braungardt

dtv

Von Ljudmila Ulitzkaja sind bei dtv außerdem erschienen:

Die Lügen der Frauen (13372)

Ergebenst, euer Schurik (13626)

Maschas Glück (13809)

Daniel Stein (13948)

Das grüne Zelt (14338)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**



2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Die russische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»Svjaščennyj musor« bei Astrel in Moskau. Sie wurde für die
deutsche Ausgabe von der Autorin gekürzt und
vollständig durchgesehen.

© Ljudmila Ulitzkaja 2012

Lizenzausgabe mit Genehmigung des Carl Hanser Verlag

© Carl Hanser Verlag München 2015

Umschlaggestaltung: dtv unter Verwendung eines
Fotos von Basso Cannarsa

Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14514-5

Inhalt

Heiliger Kram	7
Alte Fotos	9
Das Ende der Kindheit	18
Beim Lesen der <i>Gabe</i> von Vladimir Nabokov	21
Der Mensch und seine Verbindungen	30
Kindheit: Mädchen und Jungen	39
Mein engster Kreis	43
Die Kunst des Nichtstuns	46
Mandelstam-Bronze	50
Eine Sekunde vor dem Aufwachen	55
Schlafllosigkeit	61
Eine Apologie der Lüge	64
Sag nein	71
Dankeswort an eine Ratte	76
Wenn Gott eine Frau wäre	82
Lilith, Medea und etwas Neues	88
Zu zweit sein, allein sein	94
Kultur und Politik	102
In der Metro	105
Die sechs Enkel von Jelena Mitrofanowna	108
Eingeschnürt	113
Schießplatz Butowo	125
Dubrowka-Theater – Beslan	128
Schluss mit der Toleranz	133
Niemand mag die Oligarchen	136
Braucht Russland einen Pinochet?	142
Leb wohl, Europa!	150
Heiligkeit	156

Neuheidentum von innen	159
Bruder Tod	166
Brust. Bauch.	175
Präludium	176
Anamnese	177
Status praesens	179
Cito!	182
Aus dem Tagebuch	185
Ein Kerem	194
Hadassah	198
Abschied von Cogoleto	202
Nicht dazugehören	209
 Anmerkungen der Übersetzerin	 220

Heiliger Kram

Meine große Anhänglichkeit an Dinge – an ihre Geschichte, ihre Herkunft, ihre Geburt und ihren Tod – ließ mich in einem Karton alles sammeln, wovon ich mich schwer trennen konnte: eine Porzellanteschale mit Sprung, in der mein Urgroßvater Rädchen und Sprungfedern von Uhren aufbewahrte, Reste eines chinesischen Teeservices, das mein erster Mann versehentlich samt Regal mit der Schulter zu Boden geworfen hatte, Großmutter Glacéhandschuhe (für Bälle!), die so klein waren, dass sie rissen, als eine pummelige Zwölfjährige sie anprobieren wollte, Urgroßmutter halb zerfleddertes Körbchen unbekannter Bestimmung, das stolze Abzeichen des Kalugaer Mädchengymnasiums der Madame Salowa und ein Stück Wachstuch aus der Entbindungsklinik mit dem Namen meines Cousins, der zehn Jahre nach mir zur Welt kam. All diese Sachen wollte ich irgendwann mal reparieren, restaurieren, kleben, flicken oder ihnen einfach einen Platz zuweisen. Dreißig Jahre lang habe ich sie von Wohnung zu Wohnung mitgeschleppt, bis mich bei einem meiner letzten Umzüge der Wunsch packte, aufzuräumen, mich von jeglichem Kram zu befreien, und ich all diese unnützen Kostbarkeiten auf den Müll warf. Für einen Augenblick schien mir, als hätte ich mich damit meiner Vergangenheit entledigt, als hätte sie mich nun nicht mehr im Würgegriff. Aber weit gefehlt: Ich erinnere mich an alle diese weggeworfenen Kleinigkeiten – an jedes einzelne Stück!

Diese Scherben und Überbleibsel der Vergangenheit waren eng mit immateriellen Dingen verbunden. Sie symbolisierten die wunderbaren Prinzipien und positiven Grundsätze, die Ideen und Vorstellungen, die ich übernahm und aus denen ich mir im Laufe meines Lebens ein Gebäude konstruierte, von dem ich manchmal sogar

glaubte, es stehe nun auf festem Grund, aus meinen jahrelangen Bemühungen sei ein geschlossenes Weltbild erwachsen. Dieses Gerüst erwies sich als starr und unbequem wie eine mittelalterliche Ritterrüstung ... Von Zeit zu Zeit beunruhigte mich das sehr – Gott sei Dank lenkten mich die alltäglichen Sorgen von der lästigen Suche nach einem höheren Sinn ab. Ich kann nicht behaupten, zu einem irgendwie relevanten Ergebnis gekommen zu sein. Ich neige dazu, Laborprotokolle über misslungene oder nur halb gelungene Experimente wegzuwurfen. Mein Karton ist wohl eher ein Modell, womöglich eine Metapher für das allgemeine Anhäufen von Gütern und die anschließende Befreiung davon.

Ich kann offenbar nichts wegwerfen. Das Bewusstsein hält an dem Plunder aus Glas, Metall, Erfahrungen und Gedanken, Wissen und Ahnungen hartnäckig fest. Was dabei wichtig und bedeutend ist und was ein Nebenprodukt der menschlichen Existenz, weiß ich nicht. Zumal der »Misthaufen« mitunter wertvoller ist als die »Perle«.

Mein Urgroßvater, ein kleiner Uhrmacher und lebenslanger Leser eines einzigen Buches, der Thora, achtete materielle Dinge nicht geringer als geistige: Er warf nie etwas weg, sei es aus Pappe oder aus Eisen, und brachte von der Straße mal einen krummen Nagel mit, mal ein rostiges Scharnier. Das alles legte er in Schachteln und schrieb darauf: 1-Zoll-Nägel, Türscharnier, Garnspule. Auf einer Schachtel entzifferten wir nach seinem Tod die Aufschrift: Ein Stück Schnur, das zu nichts mehr zu gebrauchen ist. Aber warum hatte er es aufbewahrt? Man möchte sich doch von allem Überflüssigen, Unnötigen befreien ...

»Eines Tages verliere ich Arme, Beine, Kopf, Alter, Geburts- und Sterbedatum, Nationalität und Beruf, eines Tages verliere ich meinen Namen, und es wird gut sein.« Diesen Gedanken habe ich selbst einmal notiert.

Alte Fotos

Aus biologischer Sicht wäre es viel exakter, den Stammbaum von der mütterlichen Linie herzuleiten. Streng genommen macht der mütterliche Anteil etwas mehr als die Hälfte aus! (Warum mehr als die Hälfte? Wegen der Gene in den Mitochondrien – den Organellen im Zytoplasma der Eizelle.) Dennoch leiten die meisten Kulturen den Stammbaum traditionell von einem männlichen Vorfahren ab, wobei sie von der fragwürdigen Annahme ausgehen, dass Frauen ihrem Mann immer treu seien.

Die Genetik hat mit der Molekulargenealogie, einem neuen Wissenschaftszweig, einen großen Sprung nach vorn gemacht. Im *Ekklesiastes*, einer Sammlung öder Banalitäten (in der jüdischen Tradition bekannt als Buch *Kohélet*, das König Salomo zugeschrieben wird), heißt es: »Wer sein Wissen mehrt, der mehrt seinen Schmerz.« Dem kann ich nicht zustimmen. Wissen, das auf dem Gebiet der Anthropologie (speziell auf dem der Genetik) gemehrt wird, weckt in mir Bewunderung und Zuversicht, der *Ekklesiastes* hingegen nichts als Langeweile.

Dennoch habe ich nicht vor, die Dienste eines Labors in Anspruch zu nehmen, das dank seiner Kenntnisse über die Struktur der Gene verblüffende Informationen über meine Ahnenreihe herausfinden kann. Mir genügt vollkommen, was ich über meine Vorfahren weiß.

Hier ein Teil meiner Familiengeschichte väterlicherseits. In meinem Schlafzimmer hängen zwei Fotos. Eins hat mir meine Cousine dritten Grades Olga Bulgakowa zum sechzigsten Geburtstag geschenkt. Es ist ein Abzug von einer Fotoplatte, von denen sie eine ganze Sammlung besitzt. Es zeigt unseren gemeinsamen Urgroßvater, den Uhrmacher Galperin. Er thront in einem Sessel in seiner Kiewer Werkstatt, im Jahr 1903. Er sieht aus wie ein Professor oder

ein Senator. Offenkundig ein kultivierter Mann. Auf dem zweiten Foto – dieselbe Werkstatt im Jahr 1905, nach dem Pogrom. Zertrümmerte Möbel, umgekippte Tische, zerrissene Bücher. Die Bücher gehörten Michail, dem ältesten Bruder meiner Großmutter. Er studierte damals an der philologischen Fakultät der Kiewer Universität. Als der Schriftsteller Korolenko erfuhr, dass die Bücher des jüdischen Studenten beim Pogrom vernichtet wurden, schenkte er ihm 200 Bücher aus seiner eigenen Bibliothek. Diese Bücher wurden zum Grundstock für Michails Büchersammlung. Die Bibliothek war so wertvoll, dass sie vor Jahren sogar einmal unter Denkmalschutz stand. Aus meiner Kindheit erinnere ich mich an die goldenen und ledernen Buchrücken in Michails Moskauer Wohnung in der Worotnikow-Gasse – dort wohnen noch heute seine Enkelin Olga Bulgakowa und ihr Mann Sascha Sitnikow, zusammen mit ihrer Tochter Natascha und ihrer Enkelin Alissa. Sie alle, bis auf die erst ein Jahr alte Alissa, sind Maler.

Meine Großmutter Maria Petrowna, die Tochter jenes Uhrmachers, heiratete meinen Großvater Jakow Ulitzki. Aus ihrer Verbindung ging 1916 mein Vater Jewgeni hervor. Über meinen Großvater Jakow wusste ich bis zum letzten Jahr nur sehr wenig: Großmutter hatte sich 1936 von ihm scheiden lassen, als er wieder einmal inhaftiert war. Mein Vater erwähnte seinen Namen fast nie. Vor einem Jahr dann entdeckte ich den Briefwechsel meiner Großeltern, der 1911 begann und 1954 endete, nach seiner Freilassung aus der letzten Haft. Dieser Briefwechsel spiegelt die traurige Geschichte einer Zeit, in der bei uns die einen saßen, die anderen sie bewachten und die Dritten in der verzweifelte und erniedrigenden Angst vor jedem Klingeln, Klopfen oder Klappen der Fahrstuhltür lebten – mit der ständigen Angst vor dem System, das Stalin, »das große Genie der Menschheit«, etabliert hatte. Dem Briefwechsel nach zu urteilen war Großvater klug, begabt und musikalisch und hat sein Schicksal mit Würde getragen.

Von Großvater Jakow gibt es zwei Fotos: Das erste, von 1911, zeigt einen jungen Mann als Freiwilligen in Uniform, das zweite den alten